



Dies ist eine Leseprobe von Klett-Cotta. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.klett-cotta.de



**NICKOLAS
BUTLER**

**EIN WENIG
GLAUBE**

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von
Dorothee Merkel

KLETT-COTTA

Klett-Cotta

www.klett-cotta.de

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

»Little Faith« im Verlag HarperCollins/Ecco, New York

© 2019 by Nickolas Butler

Für die deutsche Ausgabe

© 2020 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Printed in Germany

Cover: ANZINGER UND RASP Kommunikation GmbH, München
unter Verwendung eines Fotos von © arcangel/Mark Owen

Gesetzt von Dörlemann Satz, Lemförde

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-96434-9

*Für Jim & Lynn Gullicksrud
und im Gedenken an Dave Flam
(1945–2017)*

*Dieser Roman ist zum Teil einer
wahren Begebenheit nachempfunden,
die sich am 23. März 2008 in Weston, Wisconsin,
zugetragen hat.*

Die Erde begrub alles unter sich, sie pflügte die Männer unter, pflügte die Pferde unter und schließlich auch die Pflüge selbst. Für dieses Geschehen ist jede Generation so blind, wie es die vorherige war, und die umgebrochenen, neu-geschaffenen Felder wachsen und vergessen ... Die Lebenden kämpften sich gemeinsam über den Wogenkamm der Gegenwart. Männer, Frauen und Kinder rannten in einer lang ausgestreckten Reihe und hielten Spruchbänder oder Fahnen in die Höhe, sie rannten über ein Feld so breit wie die Erde, sie öffneten die Zeit wie einen Pfad im Gras. Er wurde mit ihnen fortgerissen. Nein, sagte er, streifte das Licht ab und schritt durch den Himmel der Heimat entgegen. Nein.

ANNIE DILLARD, *THE LIVING*

FRÜHLING

I

DER KLEINE JUNGE kicherte und ließ seine zarten, zierlichen Hände über die zerfurchte Stirn des alten Mannes gleiten, über seine ergrauenden Augenbrauen, seine Lider und seine Wimpern. Schließlich legte er ihm die Augenbinde knapp oberhalb der Nase an, band sie hinter den Ohren fest und lief über den sonnendurchfluteten Friedhof, um sich zu verstecken.

»Zähl bis zwanzig, Opa«, rief der Junge.

»Eins ... zwei ... drei ...«, begann der alte Mann laut und ohne jede Eile, mit der Geduld einer staubigen Standuhr in der Ecke eines Esszimmers.

Das Gelächter entfernte sich. Lyle Hovde zählte langsam weiter. Das rote, verschlissene Taschentuch, das der Junge ihm auf Augenbrauen und Lider gepresst hatte, roch nach seinen Wrangler-Bluejeans – nach Diesel, Benzin und Sägemehl, nach den goldfarbenen Karamellbonbons, die er so gerne aß, und nach dem scharfen, metallischen Aroma des losen Kleingelds, das er in der Hosentasche mit sich herumtrug. Als er bei sechs anlangte, konnte er gerade noch den Atem des Jungen hören, seine kleinen Schritte, die sich immer weiter entfernten, hier und da einen Kiefernzapfen oder einen zur Erde gefallenen Weißkiefernast, der unter der Sohle eines Turnschuhs

knirschte, den quietschenden Laut des hochgeschossenen Frühlingsgrases im dichten Schatten und ein leises Kichern. Als er die Zwölf zählte, war da nur noch das wiederholte Krächzen einer Krähe, die im Wipfel einer Kiefer saß. Bei siebzehn spürte er, wie sich sein Herzschlag verlangsamte. Er genoss es, wie ihm die Strahlen der Aprilsonne das Gesicht wärmten, genoss das Gefühl der Geborgenheit, das ihm seine behagliche alte Scheunenjacke gab, die ihn wie in eine warme Bettdecke einhüllte. Er verspürte das Verlangen, einfach einzunicken und sich in das weiche, schwarze Meer des Schlafes fallen zu lassen. Er zählte immer langsamer, bis er schließlich bei zwanzig das Tuch hochschob und die Augen öffnete. Die Welt war immer noch da, mit ihren tausend unterschiedlichen Tönen aus zart knospendem Grün und sanft verblassendem Braun und Gelb. Auf der Friedhofsstraße herrschte nicht der geringste Verkehr. Es war kein einziges Auto zu sehen. Nirgendwo ein Traktor, der ein Feld bestellte. Über ihm im Himmel zogen zwei Kanadakraniche im Sinkflug einem weit entfernten See entgegen. Er hatte sich im Sitzen mit dem Rücken gegen den Grabstein seines Sohnes Peter gelehnt, und als er sich nun ganz langsam erhob, hörte er das protestierende Knacken seiner Kniegelenke. Einen Moment lang stützte er sich an der Granitplatte ab, um das Gleichgewicht wiederzuerlangen.

»Jetzt pass auf«, rief er. »Ich krieg dich!«

Es war ein kleiner Friedhof, mit kaum mehr als zweihundert Grabsteinen. Als Lyle aufstand, kippte sein Schatten nach vorn, huschte von seinen Stiefeln fort und zog sich im schwindenden Sonnenlicht in die Länge. Dieses Kind dort, sein Isaac, das einzige Enkelkind, das er hatte,

dieser fünfjährige Junge – was besaß er doch für eine Energie. Den ganzen Tag schon, während Lyles Frau Peg und ihre gemeinsame Tochter Shiloh zum Einkaufen nach Minneapolis gefahren waren, war es Lyles Aufgabe gewesen, sich um Isaac zu kümmern, was ihm jedoch keineswegs Mühe bereitete, o nein, nicht die geringste. Aber, meine Güte, wie unermüdlich dieser Junge doch durch die Gegend lief, wie er rannte und rannte und rannte ... Es war erst später Nachmittag, noch nicht einmal Abend, und Lyle war jetzt schon so müde, als hätte er den ganzen Tag schwerste körperliche Arbeit geleistet, als hätte er Holz gehackt oder Felsbrocken von einem Feld aufgelesen und sie auf einer Schubkarre gestapelt.

»Warte nur, bis ich dich finde«, rief Lyle. »Warte nur ...«

Er ging langsam zwischen den Grabsteinen entlang, kam an den Gräbern alter Frauen und Männer vorbei, die er gekannt hatte, vor so vielen Jahren. Damals waren sie etwa in dem Alter gewesen, in dem Lyle sich jetzt selbst befand. Sie hatten die Bänke der evangelischen Kirche St. Olaf bevölkert oder sich durch die schmalen Gänge von Hansons Baumarkt gedrängt, hatten mit den Fingern auf Farbmuster gezeigt, Kanister mit Insektengift begutachtet oder sich einen prall mit Viehfutter gefüllten Jutesack auf den Rücken gehievt. Oder sie hatten im IGA-Supermarkt Einkaufswägen mit wackligen Rollen durch die Gänge geschoben; der Ehemann hatte sich zu orientieren versucht, während die Ehefrau ihre lange Einkaufsliste ausgerollt hatte, auf der in zierlicher Schreibschrift so unendlich viele Einzelheiten ihres gemeinsamen Lebens vermerkt waren. Ehemalige Lehrer, Farmer, Briefträger, Holzarbeiter, Milchmänner, Automechaniker, Schnellrestaurantköche,

Sekretäre, Zahnärzte, Allgemeinärzte, Feuerwehrmänner, Metzger, Bankkassierer, Barkeeper, Tierpräparatoren ...

Beinahe wäre er schnurstracks an Isaac vorbeimarschiert, aber dem Jungen entfuhr ein leises Kichern, und so entdeckte Lyle ihn im Schatten des Grabsteins vom alten Egdahl. Gefunden zu werden, war, wie Lyle nur zu gut wusste, der halbe Spaß an der Sache, und so stürzte er sich auf den Jungen, kitzelte ihn an seinem zarten, weichen Kinderbauch, unter den Achseln und am Hals, so lange, bis Isaac vollkommen außer Atem war. Dann erst setzte sich Lyle zufrieden neben seinen Enkel auf die Erde. Ihm fiel auf, dass sich die Schnürsenkel des Jungen gelöst hatten, also machte er sich sogleich daran, sie wieder fest zuzubinden.

»Ich musste heute gar keinen Mittagsschlaf machen«, sagte Isaac und leckte sich die aufgesprungenen Lippen. Lyle gab ihm einen Klaps auf die zugebundenen Schuhe, steckte dann die Hand in die Tasche und reichte dem Jungen eine kleine gelbe Dose mit Lippenbalsam.

»Du bist jetzt schon fünf Jahre alt. Du kannst nicht bis in alle Ewigkeit Mittagsschlaf halten.«

»Oma hat gesagt, dass man nie zu alt ist für Mittagsschlaf. Sie hat gesagt, jeder sollte Mittagsschlaf machen. Jeden Tag. Sie hat gesagt, in Spanien und Portugal machen nachmittags immer alle Geschäfte zu, damit die Leute ihre Siesta halten können.«

»Was weißt du denn über Portugal?«, fragte Lyle.

Der Junge blinzelte Lyle an, tupfte dann einen Finger in den Lippenbalsam und bemalte sich damit die Lippen.

»Du machst auch ab und zu ein Schläfchen, Opa.«

»Was sagst du da?«

»Du machst ein Schläfchen. In deinem Sessel. Wenn du Fernsehen guckst. Dann schnarchst du sogar.«

»Das sind keine Schläfchen, das sind *Pausen*. Dein Opa macht dann einfach nur eine Pause.«

»Während einer Pause sollte man aber doch nicht schnarchen, Opa.«

»Ich schnarche nicht.«

Der kleine Junge lachte. »Doch, tust du wohl. Mama hat es mit dem Handy aufgenommen. Und Oma hat mir erzählt, dass du sogar manchmal von deinem eigenen Schnarchen wach wirst.«

Lyle zerzauste die blonden Haare des Jungen.

»Na, komm, lass uns den Grabstein deines Onkels sauber machen, und dann können wir Hoot besuchen gehen. Er erwartet uns schon. Vielleicht hat er ja sogar noch ein bisschen Eiscreme für dich.«

Sie gingen zu dem alten Wasserrohr in der Mitte des Friedhofs und füllten zwei Aluminiumeimer mit kaltem Brunnenwasser. Lyle fügte noch ein paar Tropfen blaues Spülmittel aus einer kleinen Plastikflasche hinzu, die er von zu Hause mitgebracht hatte, ließ seine Hand im Wasser kreisen, sodass winzige, in allen Farben des Regenbogens schimmernde Bläschen aufstiegen, und trug die beiden überschwappenden Eimer dann zurück zum Grab seines verstorbenen Sohnes. Und während ihnen die Sonne auf die Schultern schien und durch die dünne durchsichtige Haut ihrer Ohren leuchtete, wuschen er und Isaac den Grabstein mit Stahlwolle, die sie zwischen ihren Fingern zusammenknüllten. Mit jeder Minute, die verging, kühlte sich die Nachmittagsluft noch ein wenig weiter ab, und schließlich waren ihre Hände rot vor Kälte.

»Erzähl mir die Geschichte noch mal«, sagte der Junge.
»Warum ist er ... was ist mit ihm passiert?«

Lyle rückte dem Grabstein mit der Stahlwolle zu Leibe und schrubbte Schmutz und Flechten herunter. Dann sah er seinen Enkel an und spürte, wie ihn eine gewaltige Welle der Liebe durchströmte. Er war ein solch sensibles, wissbegieriges und liebenswürdiges Kind – und das waren Eigenschaften, die Lyle in seinem Leben immer mehr zu schätzen gelernt hatte. Mehr als alles andere auf der Welt.

»Er war eben einfach nicht gesund genug«, antwortete er schließlich, wobei er die tragischen Einzelheiten ausließ. »Es hat nicht sollen sein, dass er hier bei uns blieb, denke ich.«

»Wie lange war er denn hier? Ich meine, wie alt war er, als ...«

»Etwa neun Monate.«

Der Junge nickte und fuhr fort, den Stein zu schrubben. Vielleicht dachte er ja gerade sogar für sich: *Ich bin schon so viel älter als er*. Nach einer Weile sagte er schließlich: »Opa, können wir jetzt zu Hoot gehen?«

Lyle erhob sich aus seiner knienden Haltung, wischte sich mit dem Ärmel die Stirn ab, kehrte den Grabsteinen den Rücken zu und leerte die Eimer mit dem schaumigen Wasser in langen, schwungvollen Bögen ins Gras. »Noch eine letzte Sache«, sagte er. »Mach doch bitte diesen Eimer hier noch mal voll, ja? Dann spülen wir damit den Stein ab, und dann können wir gehen.«

Er sah zu, wie der Junge mit dem leeren Eimer losrannte und den Wasserhahn dann so weit aufdrehte, dass ihm das Wasser fast auf die Turnschuhe spritzte. Sah zu, wie der Junge sich bückte, als stünde er an einem Trinkbrunnen,

wie er sich das Wasser über Zunge und Lippen und am Kinn herabströmen ließ und wie er schließlich den Hahn wieder zudrehte und zurückkehrte, während ihm bei jedem mühsamen Schritt das Wasser in großen Mengen aus dem Eimer auf die Erde schwappte.

Lyle nahm seinem Enkelsohn den Eimer ab und schüttete das Wasser in drei eleganten Bögen über den Stein, so dass es von seiner Oberfläche abperlte.

Wenn es um Friedhöfe ging, dachte Lyle, teilte sich die Welt wie bei so vielen anderen Dingen auch in zwei Lager auf – oder zumindest empfanden es viele Leute als einfacher, das Geschehen auf eine solche Polarität zu reduzieren. Auf der einen Seite gab es Leute, für die Friedhöfe etwas Trauriges und Unheimliches waren, und auf der anderen solche – zu denen auch er selbst gehörte –, die an einem Ort wie diesem eine große Ausgeglichenheit empfanden, eine Verbundenheit mit sich selbst, als hätte hier plötzlich jemand die Lautstärke des Lebens heruntergedreht. Er stellte sich vor, dass es vielleicht ein bisschen so war, als würde man draußen im Weltall schweben und auf alles hinabschauen, mitten im grenzenlosen, unendlichen Raum. Für Lyle war dies ein Ort, an dem man den Menschen nahe sein konnte, die schon vor langer Zeit fortgegangen waren. Ein freier und stiller Ort, am Rand des Geschehens. Ein Ort, an dem er nicht nur seinen Erinnerungen nachhängen, sondern auch seine Zukunft berühren konnte.

»Und jetzt komm«, sagte er und nahm seinen Enkel bei den Schultern. »Lass uns gehen. Hoot wartet bestimmt schon auf uns.«

»Opa, ich muss mal Pipi.«

Lyle sah sich um und zeigte dann auf eine riesige Weißkiefer, die am Rand des Friedhofs stand. »Dann geh mal den Baum da drüben gießen«, sagte er.

Der Junge rannte zu dem gewaltigen Baumstamm und zog sich bereits im Laufen die Hose und Unterhose bis zu den Knöcheln herunter. Lyle wandte den Blick ab und schaute irgendwo anders hin, auf ein brachliegendes Feld, eine Milchfarm in der Nähe, auf die Wälder, die sich in den schmalen Tälern ausbreiteten. Nach einer kleinen Weile kehrte der Junge wieder zu ihm zurück.

»Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, der öfter pinkeln muss als ich«, sagte Lyle. »Aber ich habe eine gute Entschuldigung. Ich habe nämlich ein Loch in der Blase. Glaube ich zumindest.«

»Ein Loch?«, fragte der Junge und schaute blinzeln zu seinem Großvater hoch.

»Es muss ein Loch sein. Oder vielleicht sind es sogar gleich mehrere.«

»Wieso hast du denn da ein Loch?«

»Da hat mal jemand auf mich geschossen. Es war ein Pfeil, das war es. Der ist glatt durch mich durchgegangen. Und hat hier ein Loch zurückgelassen, genau an dieser Stelle.« Er berührte kurz seinen Bauchnabel.

Der Junge lachte. »Opa, da war doch deine Nabelschnur. Die Schnur, durch die du mit der Plazenta verbunden warst. Ich habe da auch ein Loch. Das hat jeder.«

»Oh«, sagte Lyle. »Das hatte ich ganz vergessen. Ich dachte, das wäre die Stelle gewesen, wo ich angeschossen wurde.« *Und woher weiß er solche Sachen? Plazenta? Portugal?*

Sie gingen zusammen zu seinem alten Ford F 150. Dort

öffnete Lyle die Beifahrertür, wartete, bis der Junge eingestiegen war, und schlug dann die Tür fest zu. Als er hinten um den Pick-up herumging, blieb er kurz stehen, um zu dem Jungen hinüberzuschauen, der einfach nur dasaß, nach vorn starrte und auf ihn wartete. Lyle ließ seine Finger über die rostige Heckklappe gleiten, über die schorfigen Flocken der abblätternden Farbe. Dann stieg er ins Auto, klemmte sich schwerfällig hinter das Lenkrad, atmete den Staub und das Benzin der Fahrerkabine ein, den schimmeligen Geruch der Straßenkarten, die der amerikanische Verkehrsclub herausgab, und ... *Zimt*.

Er drehte sich zu dem Jungen um. »Hast du mir etwa meine Kaugummis geklaut?«

Aber der Junge lächelte nur, kaute weiter und kicherte dabei ganz leise in sich hinein.

»Also das ist mit meinen ganzen Kaugummis passiert. Und ich dachte schon, die Mäuse hätten sich darüber hergemacht.«

2

DER PICK-UP GLITT langsam die Hügelkuppe hinab, auf der sich der Friedhof befand, umgeben von den zaunpfahlartigen Reihen der Weißkiefern und Lebensbäume. In alle Himmelsrichtungen dehnten sich die mannigfaltigen Felder, auf denen demnächst Mais oder Bohnen wachsen würden. Hier und da wurde die Landschaft auch von einer roten Scheune oder einem kleinen Wäldchen durchbrochen, und etwa einen Kilometer entfernt ragte stolz der Kirchturm von St. Olaf in die Höhe, dort, wo Lyle getauft worden war, seine Erstkommunion empfangen und seine Hochzeit gefeiert hatte, und wo, wie er wusste, irgendwann auch seine Beerdigung stattfinden würde. Weiter westlich rollte der Mississippi auf seinem gemächlich strudelnden Weg daher, nur unwesentlich schneller als das Tempo, das Lyle bei seinen allabendlichen Verdauungspaziergängen anschluss.

Hoot wohnte nicht weit von Lyle entfernt, in einem kleinen Bungalow am Stadtrand, in dessen ansonsten makellos sauber gehaltenen Räumen stets eine dichte Wolke aus Zigarettenrauch hing. Hoot war ein paar Jahre älter als Lyle und schon vor langer Zeit in Rente gegangen. Er verbrachte seine Tage damit, die den Zeitungen beigelegten Werbebroschüren der Supermärkte zu durch-

forsten, die darin enthaltenen Coupons auszuschneiden und später dann durch die Gänge der Supermarktketten in den Großstädten zu spazieren (meistens in La Crosse, manchmal vielleicht auch oben in Eau Claire), um sich dort nach »Sparangeboten« oder, besser gesagt, »Preisvorteilen« umzusehen. Seine Abende verliefen nach dem immer gleichen Muster: Er unternahm etwa zwanzig vergnügte Ausflüge zum Kühlschrank, um sich dort eine gut gekühlte Dose Old-Milwaukee-Bier und ab und zu vielleicht auch ein T-Bone-Steak oder ein Schweinekotelett zu holen, das er dann in die gusseiserne Bratpfanne warf, rauchte sich währenddessen durch den Inhalt von ein oder zwei Camel-Schachteln und ging schließlich zu Bett, wo ihm jedoch nur ein sehr unruhiger Schlaf vergönnt war, weil er andauernd aufstehen musste, um das zuvor getrunkene Bier wieder loszuwerden. Hoot war – neben Peg und vielleicht noch Pfarrer Charlie – Lyles bester Freund. Die zwei Männer unterschieden sich auf fast jede nur erdenkliche Weise, aber sie waren beide freundliche, gütige Menschen, und an dem Grad der Güte eines Menschen lässt sich bekanntlich besonders gut bemessen, wie leicht er oder sie in der Lage ist, sich mit anderen Menschen anzufreunden oder sie vielleicht sogar zu lieben.

Lyle parkte in Hoots Einfahrt. Isaac rutschte über die Sitzbank, kletterte hinter seinem Großvater aus dem Wagen, rannte los, um ihn zu überholen, und drückte auf die Klingel in Gestalt eines kleinen, blassgelb leuchtenden »O«.

»Na, wen um alles in der Welt haben wir denn da?«, krächzte Hoot mit seiner tiefen, klebrigen Stimme, als er

die Tür öffnete. »Ah, ihr seid das, ihr zwei Tunichtgute! Na, dann kommt mal rein, ihr beiden!«

Lyle schüttelte ihm die Hand. »Wir werden dich nicht lange stören«, sagte er. Und dann fügte er ein wenig leiser hinzu: »Ich wollte nur mal kurz vorbeischaun und nachhören, was bei den Tests rausgekommen ist.«

»Na ja, ich lebe noch. Das kann ich mir schon mal zugutehalten.« Er klopfte sich mit seinen Fingerknöcheln an den Schädel. »Dreimal auf Holz geklopft.«

»Peg hat mich gebeten, mal nach dir zu sehen und dich zu fragen, ob du irgendetwas brauchst.«

»Alles, was ich im Augenblick brauche, ist noch ein kühles Bier«, antwortete Hoot. »Und wo du schon mal hier bist, kannst du dir ja direkt auch eins genehmigen.«

Es gibt zahllose verschiedene Arten von Alkoholikern auf der Welt. Hoot gehörte zu der Sorte von Trinkern, die ihren Durst fast ausschließlich mit billigem, inländischem Dosenbier löschten, sich jedoch nie so heftig betranken, dass sie nicht mehr stehen konnten. Er verlor niemals das Bewusstsein, wurde weder streitlustig noch bösartig, ja, nicht einmal albern. Er genoss einfach nur die bescheidene Achterbahnfahrt, die ein Bierrausch ihm gewährte, und das Gefühl, gerade genug Zaubertrank im Blut zu haben, um den Dingen ein wenig von ihrer Schärfe zu nehmen. Er hatte sich schon vor vielen Jahren scheiden lassen, und Bier und Zigaretten – der Rauch und die schaumig sprudelnden Bläschen – waren die beste Gesellschaft, die er sich wünschen konnte, wenn er in seiner Küche saß und sich die Baseball-, Football- oder Basketball-Spiele in seinem alten, heftig rauschenden Radio anhörte. Er war ein sanfter und einsamer, um nicht zu sagen, schüch-

terner Mensch. Lyle konnte schon gar nicht mehr zählen, wie oft Peg ihn zum Essen eingeladen hatte und wie Hoot dann jedes Mal ohne Ausnahme höflich abgelehnt hatte. *Es gibt Schweinekotelett*, hatte Peg dann zum Beispiel gesagt. *Bist du sicher, dass du nicht zum Essen bleiben willst? Wir haben mehr als genug. Wir haben sogar ein paar Dosen von dem Bier im Kühlschrank, das du so gerne trinkst.*

Lyle nickte, nahm die sechs oder sieben leeren Bierdosen zur Kenntnis, die sich ordentlich neben Hoots Küchenspüle aufreichten, und lächelte. »Das klingt doch gut«, sagte er. »Danke, Hoot.«

»Und was ist mit dir, junger Mann? Was kann ich dir bringen? Ein Glas Wasser? Milch? Eine Cola? Kann gut sein, dass ich noch irgendwo eine Dose Cola rumliegen habe.«

»Opa hat gesagt, Sie hätten Eiscreme«, ließ Isaac verlauten.

»Ah, hat er das, ja?«

»Ja, Sir.«

»Hast du auch Durst?«

»Dieses Kind hat immer Durst«, bemerkte Lyle. Und es stimmte. »Shiloh kommt gar nicht hinterher, ihn mit genug Wasser und Essen zu versorgen.«

Isaac setzte sich an den kleinen, runden Küchentisch und beschäftigte sich damit, eingehend die Konturen und Kanten des schweren gläsernen Aschenbechers zu erforschen, der in dessen Mitte stand. Weil Hoot der Geruch peinlich war, der in seinem Haus herrschte, strich er jedes Frühjahr alles neu an. Bevor er anfang, riss er die Fenster weit auf und begann dann damit, eine dicke weiße Farb-

schicht auf sämtliche gelb verfärbten Wände und Decken aufzutragen. Einmal hatte er Lyle ein Badezimmer im Untergeschoss gezeigt, in dem ein Kreuzifix über der Toilette hing. Hoot hatte das Kreuz abgehängt, und darunter war ein neblig verschwommenes, kreuzförmiges Abbild zum Vorschein gekommen, das sich mit seiner blassweißen Farbe vom gelbbraunen Hintergrund abhob. Hoot scherzte gern, sein Haus werde ebenso sehr von den Nikotinrückständen zusammengehalten wie von Holz und Nägeln. Lyle machte sich Gedanken wegen des Zustands, in dem sich Hoots schwer misshandelte Lungen befinden mochten, und auch wegen eines erst kürzlich erfolgten Arztbesuchs. Zum Arzt zu gehen – das war in etwa so typisch für Hoot, wie wenn er sich plötzlich zu einem flotten Dauerlauf über zehn Kilometer aufgemacht oder damit geprahlt hätte, sich gerade eine pinkfarbene Yogamatte gekauft zu haben.

»Na, er leistet ja auch harte Arbeit, stimmt's, Isaac?«, sagte Hoot, während er ein kleines Glas mit Wasser neben den Jungen auf den Tisch stellte. Dann kratzte er sich den Kopf, als müsste er nachdenken, wobei er seine ordentlich gekämmten dunklen Haare durcheinanderbrachte, in denen sich auch nach all den Jahren kaum eine graue Strähne fand. »Also Eiscreme hast du gesagt?«

Isaac zuckte mit den Schultern. »Das hat Opa mir jedenfalls erzählt.«

»Na, aber du weißt doch, dass du nicht alles glauben darfst, was dein Opa dir so erzählt, stimmt's?«

Der Junge rutschte unruhig auf seinem Holzstuhl hin und her, lächelte und schien nicht zu wissen, was er darauf antworten sollte. Lyle setzte sich neben ihn. Es ist schon

eine bemerkenswerte Sache, Kindern dabei zuzusehen, wie sie ihren eigenen Sinn für Humor entwickeln, wie sie sich jenen Radar aneignen, der es uns Menschen ermöglicht, über die Welt zu lachen, in der wir leben, über unsere eigenen Schwächen, Enttäuschungen und sogar die entsetzlichen Dinge, die uns passieren.

»Tja«, sagte Hoot. »Ich werde jetzt mal für ein Weilchen in meinem Eisfach herumstöbern. Lasst euch nicht stören. Also Eiscreme, hm ...«

»Eisfach?«, flüsterte Isaac seinem Großvater zu.

»Aha! Da haben wir's ja. Jetzt kann's losgehen!«, sagte Hoot. »Fürst-Pückler-Eis. Das mag ich besonders, weil man da direkt drei Geschmackssorten auf einmal bekommt. Hast du das schon mal probiert? Spumoni mag ich auch ganz gern. Ich habe einen Hang zu ausgefallener italienischer Eiscreme.«

Isaac sah Lyle mit großen Augen an. Jeder Zweifel, den der Junge bisher noch an der Sache gehabt haben mochte, war längst durch seine Neugier verdrängt worden.

»Na, das ist doch glatt ein Wunder, was? Drei verschiedene Eissorten in einem Behälter! Ganz wie die Heilige Dreifaltigkeit. Und viel besser als dieses Sorbet-Zeugs. Das ist doch nichts als gefrorener Saft.«

Er hielt einen alten Portionierlöffel unter den Wasserhahn in der Küchenspüle, grub damit zwei unebene Kugeln mit dreifarbigem Eiscreme aus dem Behälter, gab sie in eine Schüssel und stellte sie zusammen mit einem Löffel vor Isaac auf den Tisch. Der kleine Junge begann zu essen und nickte dabei anerkennend mit dem Kopf. Befriedigt holte Hoot zwei Dosen Old-Milwaukee-Bier aus dem Kühlschrank und reichte eine an Lyle weiter. Die bei-

den Männer öffneten ihre Dosen und prosteten sich damit zu.

»Hau weg das Zeug«, sagte Hoot.

»Skål«, bestätigte Lyle.

Sie tranken.

»Also«, sagte Hoot. »Ihr zwei wart draußen auf dem Friedhof, stimmt's?«

Lyle nahm noch einen Schluck von seinem Bier und nickte. »Ja, und ich hatte einen sehr fähigen Helfer an meiner Seite.«

Sie betrachteten den Jungen, wie er seine Eiscreme aß.

»Und, wie sieht's da oben aus?«

»Ziemlich unverändert, eigentlich«, antwortete Lyle. Vor seinem inneren Auge erschienen die hochgewachsenen Bäume von heute, er dachte daran, wie sie vor dreißig Jahren ausgesehen hatten, als sie noch so viel kleiner und zarter gewesen waren. Viele dieser Bäume, so schätzte er, waren ungefähr genauso alt, wie Peter jetzt sein würde. In Lyles Jugend war ein Großteil des Landes, das den Friedhof umgab, noch ungenutzt gewesen. Damals hatte es alte Bestände von Weißkiefern oder Eichen, Walnuss- oder Hickorybäumen, Ulmen und hier und da sogar auch ein paar Wildapfelbäume gegeben. Er konnte sich noch an Zeiten erinnern – wobei es ihm manchmal so vorkam, als sei das noch gar nicht lange her –, als es noch sehr viel weniger Grabsteine gegeben hatte. Zeiten, als die Friedhofstraße noch nicht asphaltiert gewesen war und die Traktoren auf den Feldern sehr viel kleiner und auf jeden Fall sehr viel langsamer gewesen waren ... Aber danach hatte sich Hoot ja schließlich nicht erkündigt.

»Und?«, sagte Hoot zu dem Jungen. »Magst du noch eine Kugel? Ich muss deinen Opa mal was fragen, draußen in der Garage. Meinst du, es wäre in Ordnung, wenn ich ihn für ein paar Sekunden entführe?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, stand er auf, um die Eiscreme aus dem Eisfach zu holen.

»Seine Mutter wird mich umbringen«, sagte Lyle. »Der Junge hat noch nicht zu Abend gegessen.«

»Na, jetzt komm schon«, sagte Hoot. »Es wird ihm schon nicht schaden.« Isaac grinste und hielt ihnen seine leere Schüssel hin. Lyle warf die Hände in die Luft.

Ein paar Sekunden später folgte Lyle seinem Freund in die Garage, wo unter ihren separaten Abdeckplanen und in unterschiedlichen Stadien des Verfalls nicht nur einer, sondern gleich zwei Ford Mustangs standen – einer von 1965 und einer von 1969. Hoots relativ kleiner Pick-up-Truck stand in der Einfahrt wie ein benachteiligtes Kind, das sich jedoch mit dem Wissen trösten konnte, dass es von allen das verlässlichste war.

»Du bist der einzige Mensch, den ich kenne, der zwei Ford-Mustang-Oldtimer in seiner Garage stehen hat, von denen keiner auch nur einen Pfifferling wert ist«, sagte Lyle.

»O doch, die sind durchaus was wert«, entgegnete Hoot. »Deshalb musste ich sie ja auch in ihre Einzelteile zerlegen. Schließlich wollte ich unbedingt verhindern, dass Sheila nach der Scheidung einen davon bekommt. Also habe ich sie ganz einfach fahruntüchtig gemacht.«

»Na, da hat dein Plan ja funktioniert«, sagte Lyle. »Ein bisschen zu gut, würde ich meinen.« Er rieb sich das Kinn und schaute lächelnd zu den Autos hinüber. »Aber du bist

doch ein ziemlich guter Automechaniker, Hoot. Du hättest die beiden Autos schon längst wieder zum Laufen bringen können.«

»Ich hätte etwas weniger chaotisch vorgehen sollen, als ich sie auseinandergenommen habe«, erwiderte Hoot und schüttelte den Kopf. »Damals habe ich einfach nur wahllos irgendwelche Teile verkauft, versteckt oder sogar in den Müll geworfen. Ich wollte um jeden Preis verhindern, dass diese Frau mit einem meiner Mustangs abhaut.«

»Hast du irgendwann noch mal was von ihr gehört?«, fragte Lyle, obwohl er ziemlich sicher war, dass er die Antwort auf diese Frage bereits kannte.

»Nein, das Kapitel ist schon seit einer Ewigkeit abgeschlossen. Und jetzt habe ich auch eigentlich gar kein Problem mehr mit ihr. Wenn sie glücklich ist, dann freue ich mich für sie.«

»Ich kann mich grad nicht mehr erinnern – wo hat es sie noch mal hin verschlagen?«

»Key West. Sie arbeitet da als Barkeeperin. Und hat irgendeinen netten Typen kennengelernt, nehme ich mal an.«

»Oha«, grunzte Lyle. »Wenn ich da wohnen würde, hätte ich immer Angst, beim nächsten Orkan im Meer zu versinken. Wie in Atlantis.«

Hoot betrachtete seine Autos im Licht der einzelnen nackten Glühlampe, die von der Garagendecke herabhing. »Aber eins kannst du mir glauben: Ich werde es auf jeden Fall noch schaffen, wenigstens einen von den beiden wieder auf Vordermann zu bringen! Du wirst schon sehen. He, wir könnten sie alle beide reparieren und damit zusammen durch die Gegend fahren. Wir könnten sogar einen Klub

gründen. Dann kaufen wir uns so 'n paar eigens für uns angefertigte Seidenjacken und Schals und diese Handschuhe mit den Lüftungslöchern und fahren damit bis nach New Orleans runter, immer an der River Road entlang. Und dort trinken wir dann eisgekühltes Bier, essen frisches Jambalaya und schauen auf den Golf von Mexiko hinaus.«

»Uns zwei würde doch kein Klub der Welt bei sich aufnehmen«, sagte Lyle.

»Deshalb müssen wir ja auch unseren eigenen Klub gründen!«, entgegnete Hoot. Er zog ein Päckchen Camels aus seiner Brusttasche, zündete sich eine an, kratzte sich an der Schläfe und blies dann eine Rauchwolke in die Luft. »Und zwar einen sehr exklusiven.«

Lyle hob eine der Planen hoch und strich mit der Hand über die glatte, kirschrote Motorhaube. Hoot, der hinter ihm stehen geblieben war, fing an zu husten.

»Ich dachte, du wolltest damit aufhören«, sagte Lyle.

»Hab ich auch, für eine Weile. Hat wohl nicht lange gehalten, fürchte ich. Vermisst du's nicht manchmal?«

Mit Anfang, Mitte zwanzig war Lyle Gelegenheitsraucher gewesen, aber immer nur dann, wenn er sich in einer Kneipe aufhielt und vielleicht schon das ein oder andere Bier über den Durst getrunken hatte. Er hatte diese jüngere Version seiner selbst noch lebhaft vor Augen: wie er sich mit einer Zigarette zwischen den Lippen in einer verrauchten Schankstube über den Lärm der Bar hinweg brüllend ein Bier bestellte oder an der Jukebox stand und zum Rhythmus der hämmernden Bässe in Johnny Cashs »Folsom Prison Blues« mit dem Kopf nickte. Oder er sah sich an einem jener seltenen Abende, wenn Hoot und er

am Ende eines langen Arbeitstages, an dem sie Elektrogeräte ausgeliefert und installiert hatten, sich nach ihrer Rückkehr im Geschäft mit einem Sechserpack Bier und einer Tüte Pistazien oder Schinkenchips in den Pausenraum gesetzt und ein oder zwei Stunden lang irgendwelchen Unsinn geredet hatten, bevor sie dann endlich heimfuhren. Lyle hatte in solchen Fällen immer sorgfältig darauf geachtet, dass er seine Kleider entweder draußen auf die Wäscheleine hängte oder sie direkt in die Waschmaschine warf, denn Peg fand, Zigaretten seien eine törichte Geldverschwendung, und außerdem hasste sie den Rauchgestank.

»Nein«, antwortete Lyle leichthin. »Es fehlt mir nicht. Ich denke nicht groß drüber nach, glaube ich.« Sie schwiegen eine ganze Weile, bevor Lyle erneut das Wort ergriff. »Also, was haben die Ärzte gesagt?«

»Es ist nur eine Lungenentzündung. Ich soll wieder mit dem Rauchen aufhören. Die hier ist die Letzte, das verspreche ich. Himmelherrgott, ich hab mir echt Sorgen gemacht, Lyle. Da bin ich dem Tod grad noch mal von der Schippe gesprungen.«

»Nur eine Lungenentzündung!«, wiederholte Lyle. »Komm schon, Hoot. Du musst besser auf deine Gesundheit achten. Ich weiß, es ist echt schwer, diese scheußliche Gewohnheit loszuwerden, aber jetzt mal ehrlich, Kumpel ...«

»Ich bin jetzt einundsiebzig Jahre alt«, sagte Hoot. »Weißt du, wie oft ich schon versucht habe, aufzuhören? Öfter, als ich es zählen kann. Aber ich sag dir mal was: Dieses Mal könnte ich es vor lauter Angst tatsächlich schaffen. Du kennst mich. Hättest du dir das vorstellen können?«

Dass ich mal zum Arzt gehen würde? Und dass ich das dann auch noch aus freien Stücken tun würde? Um ehrlich zu sein, ich hab keine Luft mehr gekriegt. Konnte nicht mehr richtig atmen, zum Teufel noch mal. Ich hab mich gefühlt wie ein verdammter Fisch auf dem Trockenen. Ich schwöre dir – das war's jetzt, Amigo. Die Allerletzte. Finito.«

Sie konnten den Jungen aus der Küche rufen hören. »Opa?«

»Ich komme gleich, Kumpel!«, rief Lyle ein wenig abwesend. Dann sagte er zu Hoot: »Hör mal, wenn du was brauchst – ganz egal, was –, dann sagst du Bescheid, ja? Ich könnte zum Beispiel diese Kaugummis für dich besorgen, wenn du willst. Wie heißen die noch? Nicorette? Oder diese Pflaster. Oder ich begleite dich zu einem Hypnotiseur oder einem Akupunkteur. Egal, was, wenn du denkst, dass es dir helfen könnte.«

Hoot nahm einen letzten Zug aus seiner Zigarette, wartete, bis der Rauch auch in die tiefsten, dunkelsten Ecken seiner Lunge gedrungen war, atmete dann ganz langsam aus und ließ den Stummel auf den Boden der Garage fallen, wo er ihn mit der Spitze seiner billigen Sneakers ausdrückte.

»Nicht nötig. Ich hab meinen Marschbefehl bekommen. Der Arzt hat sogar gesagt, ich könne es mit Tabak kauen versuchen, falls mir das hilft. Aber es ist höchste Zeit. Ich muss dringend die Reißleine ziehen.«

»Da bin ich ja froh«, sagte Lyle, der seinen Freund dabei nicht ansah. »Wir wollen ja schließlich, dass du uns noch lange erhalten bleibst.«

»Bin ganz deiner Meinung«, pflichtete Hoot ihm bei.

»Man kann zwar nicht grad behaupten, dass mein Leben so interessant gewesen wäre wie das irgendwelcher reicher oder berühmter Leute, aber es ist trotzdem immer noch um Welten besser als ein ausgedehntes, langweiliges Schläfchen unter der Erde. Na, wie auch immer, ich bin wie diese Batterien, weißt du: Ich bin nicht kaputtzukriegen. Oder wie war damals dieser Werbeslogan? Dass sie ewig halten? Ich weiß es nicht mehr. Ne, ich glaube, ich fände es besser, nicht kaputtgehen zu können, als ewig zu halten. Wie auch immer: Ich gebe jedenfalls nicht auf.«

Lyle konnte sich nicht daran erinnern, Hoot jemals berührt zu haben, aber jetzt tat er es: Er legte ihm die Hand auf die Schulter. »Nur noch eine Sache: Du hast gehört, was ich gesagt habe, ja? Wenn du etwas brauchst, dann sei bloß nicht zu stur, mich darum zu bitten! Alles klar?«

Hoot starrte auf den Fußboden der Garage, wo sich ein kleiner Ölfleck gebildet hatte. »Lass uns reingehen und nach dem Jungen schauen«, sagte er.

Als sie zurück in die Küche kamen, saß Isaac immer noch am Küchentisch, hob gerade seine Schüssel mit Eiscreme hoch und ließ sich den letzten, bereits geschmolzenen Rest in den Mund tropfen. Die beiden Männer zogen sich Stühle an den Tisch, setzten sich neben den Jungen und sahen ihn einfach nur an.

»Möchtest du noch ein Plätzchen haben, für unterwegs?«, fragte Hoot.

Der Junge nickte.

Als Lyle im Rückwärtsgang aus Hoots Auffahrt hinausfuhr, warf er noch einen letzten Blick zum Haus hinüber.

Dort stand sein Freund hinter dem schmalen Küchenfenster und hustete in die Spüle, in der er wahrscheinlich gerade die Eiscremeschüssel abwusch und sich das warme Wasser über die Hände laufen ließ.

3

ALS PEG UND SHILOH später an diesem Abend nach Hause zurückkehrten, strahlten sie über das ganze Gesicht und trugen zahlreiche Einkaufstüten unter dem Arm. Sie zogen sich die Schuhe aus, gingen zu Lyle hinüber, der dösend in seinem Lehnstuhl saß und geistesabwesend Fernsehen guckte, und drückten ihm einen Kuss auf den Kopf. Er war wegen Hoots Neuigkeiten ziemlich erleichtert gewesen, als wäre ihm ein Stein vom Herzen gefallen – jene Angst, einen der wenigen Freunde zu verlieren, die er auf dieser Welt besaß.

»Na«, sagte er. »Wie ist es gelaufen?«

»Es gab so viele günstige Angebote!«, antwortete Peg. »Wir haben zwei richtig schöne Hosen für Isaac gefunden, eine lange und eine kurze, und dann noch eine ganz süße kleine Anzugjacke, die er in der Kirche tragen kann. Oh, darin wird er ganz entzückend aussehen.«

Der Junge kam zu seiner Großmutter gelaufen. Sie drückte ihn an sich, küsste ihn auf die Stirn und rubbelte ihm die Ohren, während er einfach nur dastand und ihre Liebe und Zuwendung in sich aufzog wie eine Katze, die sich genüsslich in der Umarmung der strahlenden Sonne wälzt.

»Und, ist er auch brav gewesen?«, fragte Shiloh, während

sie sich auf einen Stuhl fallen ließ und die Füße zum Schneidersitz hochzog. Sie machte eine Geste, dass sie die Fernbedienung haben wollte, und Lyle reichte sie ihr.

»Oh, der ist doch immer brav«, sagte Lyle. »Dieser Junge ist ein richtiger kleiner Prinz.«

»Na, du verwöhnst ihn ja auch, Papa. Das spielt bestimmt eine nicht ganz unerhebliche Rolle dabei.« Sie warf Lyle einen argwöhnischen Blick zu. »Du hast ihm doch wohl nicht zu viel Ungesundes zu essen gegeben, hoffe ich?«

»Kann schon sein, dass er von Hoot eine Schüssel Eiscreme bekommen hat.«

»Italienische Eiscreme«, warf Isaac hilfsbereit ein.

»Ach, Papa ... Ich will ja keine Spielverderberin sein, aber versprich mir, dass du ein wenig besser aufpasst. Er soll nicht zu viel von diesem Müll essen, okay? Bitte! Du weißt doch selbst, dass das nicht gut für ihn ist.«

»Natürlich, mein Schatz. Ich werd's versuchen. Aber eines Tages wirst du schon verstehen. Wenn es nach mir ginge, würde ich dem Jungen dreimal am Tag Eiscreme vorsetzen. So was tun wir Opas halt. Dafür sind wir da. Wenn ich wollte, dass mich der Junge hasst, dann würde ich ihn mit Rosenkohl und Grünkohl vollstopfen.«

Sie sah ihn an und schüttelte den Kopf. Es war ziemlich still im Raum. Man hörte nur das leise Gemurmel des Fernsehers, Peg, wie sie fröhlich in der Küche vor sich hin summte, und Isaac, der gedankenverloren eine alte Ausgabe von *National Geographic* durchblättert. Lyle seufzte und starrte durch das Fenster in die Dunkelheit hinaus.

»Geht's dir nicht gut, Papa?«, fragte Shiloh, setzte sich aufrecht hin und schaltete den Fernseher aus.

Er schob einen Stapel mit alten Zeitungen hin und her, die auf dem Couchtisch neben seinem Lehnstuhl lagen. »Es ist nur ... na, du weißt schon. Ich mache mir Gedanken wegen Hoot. Er hat eine Lungenentzündung. Das hat ihm richtig Angst eingejagt, hat er gesagt. Er ist sogar zum Arzt gegangen.«

»Eine Lungenentzündung? Das ist ja furchtbar. Aber wie lange raucht er denn schon? Doch mindestens, seit er sechzehn war? Oder achtzehn?«

»Neun«, sagte Lyle. »Seit er neun Jahre alt war. Kannst du dir das vorstellen? Er hat mir erzählt, er hätte früher immer Zigaretten von einem seiner Onkel gestohlen und sich damit auf dem Heuboden versteckt. Einmal hat er sogar aus Versehen die Scheune in Brand gesetzt.«

»Aber das sind ja ... Papa, da raucht er ja seit über *sechzig* Jahren.«

Peg, die in der Spüle den Salat gewaschen hatte, kam mit tropfnassen Händen ins Wohnzimmer. »Was habt ihr da gesagt?«

»Hoot hat eine Lungenentzündung«, antwortete Lyle. »Das hat ihm ziemlich große Angst eingejagt. Er will mit dem Rauchen aufhören, meint er.«

»So ein lieber Mann«, murmelte Peg. »Wie sah er denn aus? Wie ging es ihm? Braucht er irgendetwas? Können wir ihm etwas bringen?«

Lyle schüttelte den Kopf. »Er schien ganz okay zu sein. Außer, dass er geklagt hat, er könne nicht richtig atmen, glaube ich.«

»Na, gibt es denn irgendetwas, das wir für ihn tun können?«, fragte Peg.

»Wir können für ihn beten«, sagte Shiloh, kniete sich

sofort, ohne eine Sekunde zu zögern, auf den alten olivgrünen Zottelteppich des Wohnzimmers und hielt ihren Eltern die Hände hin. Dann schaute sie mit einem energischen, ernsten Gesichtsausdruck auf und rief: »Isaac, komm her und bete mit deiner Familie.« Sobald sich der kleine Junge neben sie gekniet hatte, ließen beide die Köpfe auf die Brust herabsinken und schlossen die Augen.

Lyle warf Peg einen raschen Blick zu.

Shiloh war mit achtzehn von zu Hause weggezogen, um in Milwaukee zu studieren. Sie hatte ihre Eltern nie auch nur um einen einzigen Cent gebeten, hatte als Kellnerin, Tellerwäscherin und Barkeeperin gearbeitet, um ihre Kleidung, einen Gebrauchtwagen und Urlaubsreisen in den Semesterferien bezahlen zu können. Als sie etwa Mitte zwanzig war, schien ihre Religiosität plötzlich einen viel größeren Raum in ihrem Leben einzunehmen und eine ganz neue Intensität zu bekommen. Sie wurde tiefgläubig. Doch was für einer Religionsgemeinschaft sie angehörte, konnte Lyle gar nicht genau sagen. Die Gottesdienste, zu denen sie ging, wurden in Einkaufszentren, leer stehenden Restaurants oder anderen verwaisten Geschäftsräumen abgehalten. Shiloh war als Mitglied der evangelischen Kirche aufgewachsen, aber im Gegensatz zu ihren Kindertagen war ihr Glaube jetzt sehr viel kompromissloser geworden. Sie trank keinen Alkohol mehr, nicht einmal mehr leichtes, helles Bier oder hier und da einen Margarita oder eine Weinschorle, und sie bestand darauf, dass vor jeder Mahlzeit gebetet wurde. Sie trug biedere Kleidung, zitierte andauernd die Heilige Schrift und stellte Lyle und Peg bohrende Fragen zu ihrem eigenen Glauben.

Seit sie zusammen mit Isaac wieder zu Hause einge-

zogen war, ging sie an den Sonntagen höflich mit ihren Eltern zu St. Olaf, nur um später den Gottesdienst einer ganz anderen Kirche zu besuchen, der in einem alten Kino in La Crosse abgehalten wurde. Dort verbrachte sie dann den gesamten Nachmittag und frühen Abend, in der *Gemeinschaft*, wie sie es nannte. Lyle hatte geglaubt zu wissen, was das sei, eine kirchliche Gemeinschaft, aber in seinen Augen bestand so eine Zusammenkunft aus zwei oder drei Tassen dünnen Kaffees und ein bisschen höflichem Smalltalk. Danach war es doch sicherlich an der Zeit, nach Hause zu fahren und den Rasen zu mähen? Oder ein bisschen Laub zu harken? Oder vielleicht auch die Dachrinne zu reinigen oder ein wenig Unkraut zu jäten?

Wenn er ehrlich war, dann glaubte Lyle eigentlich gar nicht an Gott – oder er war sich zumindest nicht sicher, ob er es tat. Seine Zweifel hatten begonnen, als Peter starb. Es kam Lyle so vor, als habe ihm der Tod seines Sohnes jeglichen Willen und jegliche Energie zum Glauben geraubt.

In dem Sommer, nachdem sie Peter zu Grabe getragen hatten, gab es ein Familientreffen in einem Park-Pavillon am Ufer eines algenverseuchten Sees. Die älteren Familienmitglieder setzten sich an die Picknicktische, tauschten ein bisschen Klatsch und Tratsch, ein paar alte Familiengeschichten und die Kleinstadtneuigkeiten aus – wobei sie es wohlweislich vermieden, über Politik zu reden – und tranken trotz der Nachmittagshitze siedend heißen Kaffee aus Styroporbechern. Die Kinder tollten und krabbelten auf einem in der Nähe gelegenen Spielplatz herum und vertilgten still und heimlich Unmengen von Limonade, Saft, Keksen, Eiscreme und Schokoriegeln. Lyle stand apathisch in der Gegend herum, hielt sich an einem Bier fest

und nahm so gut wie nichts von seiner Umgebung wahr. Immerhin sah er, wie Peg von einer Gruppe von Frauen umringt wurde, die zweifellos versuchten, sie ein wenig aufzumuntern, und sie fragten, ob sie irgendetwas für sie tun könnten. Monatelang waren Verwandte und Freunde aus der evangelischen Gemeinde St. Olaf zu ihnen nach Hause gekommen und hatten Aufläufe und Lasagne mitgebracht. Sie hatten einfach nur kurz geklingelt und das Essen auf der Türschwelle abgestellt. Es gab so viel davon, dass ihr Kühlschrank aus allen Nähten platzte. So viel Essen für nur zwei Personen, deren Herzen gebrochen waren und die jeglichen Appetit verloren hatten.

Lyle legte seine leere Dose oben auf den überquellenden Mülleimer, nahm sich das nächste Bier, ging zum See hinunter und stellte sich an das grasbewachsene Ufer. Und dort gesellte sich dann sein Cousin Roger zu ihm. Roger war ein dünner Mann, der immer äußerst unmodische Brillen und einen nur sehr spärlich wachsenden flaumigen Schnurrbart trug, und der damals im Begriff stand, für die nächsten Jahrzehnte als Missionar an die Elfenbeinküste zu gehen. Seltsamerweise wurde er während seines Aufenthalts in Afrika niemals braun, seine Haut schien im Gegenteil wie durch ein Wunder immer blasser und farbloser zu werden. Lyle begegnete Roger etwa alle fünf Jahre, wann immer dieser nach St. Olaf zurückkehrte, um der Gemeinde von seiner Mission in Afrika zu berichten und ihnen zu erzählen, wie ihre Spendengelder eingesetzt wurden, um neue Brunnen zu bohren und Schulbücher oder Moskitonetze zu kaufen.

Damals, während er dort stand, von Trauer und Alkohol durchströmt, das Gesicht von der heißen Sonne beschie-

nen, und sich unendlich wütend und einsam und verraten fühlte, sagte er zu Roger, nachdem sie eine kleine Weile höflichen Smalltalk ausgetauscht hatten: »Wie genau sieht eigentlich dein Verhältnis zu Gott aus? Erklär mir das mal, bitte.«

Roger lachte. »Meinst du das ernst, Lyle?«

Lyle nahm einen großen Schluck von seinem Bier. »Ja. Todernst, mein Lieber. Lass hören.«

Der Missionar schaute mit einem verhaltenen Lächeln auf das übel riechende Wasser des Sees hinaus und sagte: »Also gut ... Damals, als ich noch ein Student war, da bat mich ein Freund eines Tages, mit ihm zusammen zu seiner Kirche zu gehen. Ich hatte keine besonders große Lust. Ich meine, schließlich studierte ich gerade. Es gab genug andere Dinge, die ich lieber getan hätte. Du weißt schon ... Frisbee spielen, mit Mädchen ausgehen, Partys feiern und die ganze Nacht durchmachen. Aber ich begleitete ihn ... Und ich weiß noch genau, wie ich da in der Bank saß und ein Kirchenlied sang und das Gefühl hatte, als hätte Gott mich plötzlich ganz und gar mit Liebe gefüllt. Als hätte ich mein ganzes Leben lang auf diesen Moment gewartet. Als wäre ich eine Laterne, und Er das Licht. So hat es sich angefühlt, als würde ich neu geschaffen und als Licht wiedergeboren. Und danach habe ich angefangen, mich mit Gott zu unterhalten und auf seine Anweisungen zu warten. So erfuhr ich, dass er mich gerufen hatte, dass er mich auserwählt hatte, nach Afrika zu gehen und dort Missionar zu werden.«

»Er hat dich gerufen?«, fragte Lyle, geblendet vom Sonnenlicht, das sich in der Aluminiumoberfläche seiner Bierdose spiegelte, die er sich gerade an die Lippen hob.

»Ganz genau.«

»Und wie hat er das gemacht? Wie hat er dich gerufen?«
Lyle mimte einen Telefonhörer, den er sich ans Ohr hielt, und verspürte dabei das fast unwiderstehliche Bedürfnis, in höhnischem Ton so etwas zu sagen wie: *Hallo, Roger? Hier spricht der liebe Gott. Hast du mal eine Sekunde Zeit für mich, mein Sohn?*

»Ich habe das einfach gespürt. Als hätte mir jemand einen kleinen Stups gegeben. Oder, na ja, ich weiß auch nicht, vielleicht hatte ich ja auch das Gefühl, als hätte jemand an mir gezogen? Es war alles auf einmal, glaube ich. Aber es war auch so ein allumfassender Impuls. Eine Überzeugung. Ich wusste, dass ich das tun musste. So etwas hatte ich noch nie zuvor erlebt.«

»Gezogen?«

»Ja, genau. Lyle, dir geht es nicht gut, oder? Du leidest. Sollen wir vielleicht zusammen beten?«

Lyle sah Roger an. Ein Mann, der so wenig mit Lyles alltäglichem Leben zu tun hatte, dass er schon fast ein Fremder war. Er nahm noch einen Schluck Bier, zerdrückte die Dose dann mit der Hand und sagte: »Warum nicht. Lass uns beten.« Einen Moment lang hatte er das Gefühl einer Umkehr, einen Moment lang dachte er, hoffte er: *Bitte, Herr, erfüll mich mit Licht. Bitte mach, dass dieser Schmerz aufhört. Bitte nimm meinen wunderschönen kleinen Jungen bei dir im Himmel auf.* Er spürte, wie sein Körper vor Kummer hin- und herwogte, hatte das Gefühl, als würde er sich jeden Moment in eine sprudelnde Fontäne aus Tränen verwandeln.

Und so stand er da, Hand in Hand mit seinem Cousin, im dichten Juligras, während ihm die Moskitos und

Schnaken und Kriebelmücken um die Ohren surrten, während in der windstillen Luft das Geräusch spielender Kinder zu ihnen hinüberwehte, zusammen mit dem Geruch nach Hotdogs, Cheeseburger und gegrillten Würstchen, während die gesamte Familie in dem überfüllten Pavillon saß und zu ihnen hinunterstarrte, und er zuhörte, wie Roger für ihn betete, wie er darum betete, Lyle möge Gott in sein Herz lassen, wie er darum betete, der Herr möge Lyles und Peps Kummer lindern, möge sie von dem Schmerz über den Verlust ihres kleinen Jungen erlösen, wie er darum betete, der Herr möge ihr Kompass sein und sie aus der Wüste der Trauer führen, und im nächsten Moment hatte Roger seine Hand losgelassen und stattdessen seine schweißüberströmte Stirn an die von Lyle gepresst, und nun lag Rogers rechte Hand auf Lyles Brust und die linke umklammerte Lyles verschwitzten Kopf, er sagte nichts mehr, und man hörte nur noch ein leises, tiefes Summen und das sanfte Knarren seiner Schuhe, während er sich vor- und zurückwiegte. Einen Moment lang spürte Lyle tatsächlich etwas Gewaltiges – nur, dass es nicht Gott war oder Jesus oder der Heilige Geist, sondern der leidenschaftliche, ekstatische Glaube eines anderen menschlichen Wesens an das Übernatürliche –, und dann erinnerte sich Lyle an seinen Jungen, erinnerte sich daran, wie er sich im Krankenhaus von jenem kleinen Baby verabschiedet hatte. Wie er es in seinen starken, sonnenverbrannten Armen gehalten hatte und seine winzigen, weiß-rosa Finger und Zehen berührt, wie er über die Länge seiner Wimpern und die weichen Finger- und Zehennägel gestaunt hatte, und wie es dann Zeit war, den kleinen Körper einer Krankenschwester zu übergeben, und nur noch er und Peg

dort in der Nachmittagsstille eines Krankenhauszimmers zurückblieben, und er erinnerte sich so unendlich genau daran, an seine Wut und seinen Trotz, und wie er in jenem Augenblick an Gott gedacht hatte, wie er gedacht hatte, *Verflucht seist du, du elender Gott, verflucht seist du*. Denn was soll schon Gutes daran sein, wenn man ein kleines Baby aus den Armen seiner Mutter reißt? Was ist schon Gutes daran, einen Säugling auf der Welt willkommen zu heißen, nur, um ihn wenige Monate später wieder zu rauben? Warum? Was für ein *Gott* würde so etwas tun? Und die einzigen Antworten, die Lyle damals finden konnte, waren diese: Entweder es gibt keinen Gott, oder Gott ist grausam. Und an einen so grausamen Gott zu glauben, das brachte er nicht über sich.

Endlich lösten Roger und er sich wieder voneinander, und dann sagte Roger: »Gott segne dich, Lyle. Ich hoffe, du schaffst es, einen Platz für Jesus in deinem Herzen zu finden.«

Lyle schwieg einen Moment. »Danke, dass du für mich gebetet hast«, sagte er schließlich.

Wahrscheinlich hatte er seinen Dank auch ehrlich gemeint, wer weiß, und dann dachte er, dass er in diesem Moment, dort am Ufer des Sees, während seine ganze Familie zu ihm hinunterstarrte, alles versucht hätte, *alles*, ganz egal, was, um sich wieder einigermaßen wie ein Mensch zu fühlen, um wieder bei seinem Jungen zu sein, um nicht mehr diesen Zorn zu spüren. Aber es hatte sich nichts geändert. Nichts hatte sich in ihm geregt. Alles war noch so wie vorher. Er ging den Abhang zum Pavillon hoch, wo die Unterhaltung erst jetzt, in diesem Augenblick, wieder etwas lebhafter wurde. Alle taten so, als hät-

ten sie nicht gerade heimlich zugehört und ihn beobachtet. Und er erinnerte sich noch Jahre später genau daran, wie er beide Hände in eine eiskalte Kühlbox getaucht hatte, um sich ein weiteres Bier herauszunehmen, und wie er seinen Arm mehrere Sekunden lang in das unglaublich kalte, schmerzende Wasser gehalten und gespürt hatte, wie seine Finger taub wurden, und wie er dann die kühle Oberfläche einer Aluminiumdose in seiner Faust spürte und ihm jemand auf die Schulter geklopft und ihn dann hinüber zu der Sandgrube fürs Hufeisenwerfen geführt hatte, wo schon ein paar andere Männer standen, die ihn fürsorglich beobachteten, und wie ihm dann jemand zwei Hufeisen gereicht und wie schwer diese in seiner Hand gelegen hatten. Das hatte ihm irgendwie Halt gegeben, das warme Metall der Hufeisen in der einen Hand und das kalte Aluminium der Bierdose in der anderen.

Peg drängte sich sanft an Lyle vorbei und nahm Shilohs Hand, und als Lyle das sah, wandte er sich ab, verließ das Wohnzimmer, ging in sein Schlafzimmer, schloss die Tür, löschte das Licht und setzte sich mit weit geöffneten Augen auf seine Seite des Bettes, während er durch den Flur hinweg hörte, wie seine Tochter »Papa?« und seine Frau »Lyle?« rief, und es dann eine kurze, drückende Stille gab, bis schließlich wieder ihre Stimmen erklangen, leise und flehentlich, wie sie beteten: »Lieber Gott ...«

4

SIE HATTEN SHILOH adoptiert, drei Jahre nach Peters Tod, und nachdem Peg eine Reihe von Fehlgeburten erlitten und zahllose Arztbesuche über sich hatte ergehen lassen müssen. Durch den Tod ihres Kindes hatte ihre Ehe eine vollkommen neue Farbe bekommen – eine Blauschattierung, die jeden Raum durchdrang, den sie bewohnten, eine Wolke, die jegliches Sonnenlicht erstickte. Wenn sie miteinander schliefen, fühlte sich das wie ein Versehen an, oder als müssten sie sich für etwas entschuldigen. Wenn sie sich küssten, dann mit kühlen, straff gespitzten Lippen. Pegs Besuche in St. Olaf geschahen, das spürte Lyle, nicht nur aus Trauer, sondern wirkten auch wie das Einhalten eines Feiertags, als müsste etwas zelebriert werden. Andere Gemeindeglieder, freundliche, wohlmeinende Leute, sprachen Peg manchmal an, wenn sie zusammen mit Lyle die Vorhalle der Kirche verließ, um zum Parkplatz zu gehen. »Oh, meine Liebe«, sagten sie dann, »wie schrecklich das ist. Wir fühlen mit dir, mit euch beiden. Wie furchtbar.« Peg ließ ihr Mitgefühl tapfer über sich ergehen, nur um dann im Auto, während sie nach Hause fuhren, ihrer Trauer freien Lauf zu lassen, verzweifelt in ein Taschentuch zu schluchzen und mit den Füßen auf die Gummimatte im Fußraum zu stampfen.

Damals hatte Lyle seinen Glauben verloren, auch wenn er sonntags weiterhin in seiner angestammten Kirchenbank saß. Aber Herrgott noch mal, wie war ihm das zuwider. Und wie Wasser, das durch einen Spalt in einem gewaltigen Fels sickert, begann er, nach und nach auf Peg einzuwirken, in dem Versuch, auch ihre Verbindung zur Kirche und ihren Glauben zu unterhöheln.

»Wir müssen heute nicht in die Kirche gehen, wenn dir nicht danach ist«, sagte er öfters. »Um ehrlich zu sein, würde es mir nichts ausmachen, wenn wir nie wieder hingingen.« Oder er sagte: »Ich glaube nicht, dass es besonders hilfreich ist, den Gottesdienst zu besuchen. Es ist einfach nur ein weiterer Ort, an dem du an Peter erinnert wirst. Wir sollten eine Radtour machen. Oder wandern gehen. Kanu fahren. Egal, was. Ich glaube, wir wären besser dran, wenn wir unsere Andacht an die frische Luft verlegen und stattdessen der Natur huldigen würden.«

Aber dann geschah es tatsächlich bei einem Kirchenbesuch, dass sie durch eine von Pegs Freundinnen von Shiloh erfuhren. Die Freundin nahm sie nach dem Gottesdienst beiseite und erzählte ihnen von ihrer fünfzehnjährigen Nichte, die gerade auf der Damentoilette einer McDonald's-Filiale in Indiana ein Kind zur Welt gebracht hatte und nun bei Verwandten untergekommen war, die weniger als hundert Kilometer von Redford entfernt wohnten. Von den Menschen, von denen sie daheim umgeben war – ihre Familie, ihr Schulleiter, die Lehrerschaft, ihre Gemeinde, ihr Vertrauenslehrer, ihre Freunde und Mitschüler –, hätte sie anscheinend keine Hilfe bekommen, tatsächlich hätten sie das Mädchen sogar aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen, wenn sie von der Geburt erfahren hätten. Deswegen

hatte sie ihre Schwangerschaft vor allen geheim gehalten, indem sie noch weiter geschnittene, sackartigere Kleider trug als ohnehin schon. Und als sie sich kurz nach der Geburt allein in jenem lauten, dreckigen Toilettenraum befand, und auch in den Stunden danach, als sie sich bei einer Freundin versteckte, war ihr bewusst geworden, dass sie für dieses Baby nicht würde sorgen können. Deshalb hatte sie den Entschluss gefasst, es zur Adoption freizugeben. Ihre Eltern hatte sie angelogen, behauptet, sie führe zu einem christlichen Jugendlager, und stattdessen ein Ticket für den Greyhound-Bus nach Wisconsin gekauft, wo Verwandte von ihr lebten – eine Tante und ein Onkel –, die sie sehr liebte und die die einzigen beiden Menschen auf der Welt waren, denen sie rückhaltlos vertraute. Sie erschien mit einem gerade mal einen Tag alten Baby auf ihrer Türschwelle, verdreckt, mit strähnigen Haaren und vollkommen erschöpft und verängstigt.

»Wo ist sie?«, fragte Peg panisch. »Wann können wir sie kennenlernen?«

Ihre Freundin fuhr sich mit der Hand durch die Haare. »Je eher ihr dort hinfahren könnt, desto besser. Dem armen Mädchen läuft die Zeit davon. Sie muss wieder zu Hause sein, bevor ihre Eltern auf die Idee kommen, irgendwelche unangenehmen Fragen zu stellen.«

Also fuhren sie hin. Sie liefen zu ihrem Auto, das auf dem Kirchenparkplatz stand, und Peg hastete zur Fahrerseite, was sie so gut wie niemals tat. »Steig ein«, sagte sie, ohne Lyle anzusehen.

Er folgte der Aufforderung, wobei er seiner Frau aus den Augenwinkeln einen kurzen Blick zuwarf. Sie fuhr sehr schnell. Der Winter hatte eben erst begonnen, es

war kurz vor Weihnachten, und das Sonnenlicht auf den blau-weißen, frostbedeckten Feldern blendete ihn. Weil er daran gewöhnt war, selbst zu fahren, wusste er nicht, was er mit seinen Händen machen sollte. Er öffnete das Handschuhfach und durchwühlte dessen Inhalt, der aus einem Stapel Straßenkarten, einer Messwerttabelle für den Reifendruck, einer zerbrochenen Sonnenbrille und einem Plastikbehälter mit orangefarbenen Tic-Tacs bestand.

»Ich weiß, dass du aufgehört hast, an ... dass du dir nicht mehr sicher bist, ob du noch an Gott glaubst«, sagte Peg. »Aber die Sache ist die, und du musst mir jetzt mal gut zuhören: Ich bin mir da gar nicht mal so sicher, ob du nicht sogar recht damit hast. Ich sage auch nicht, dass du dich irrst oder dass du mit dem, was du fühlst, unrecht hast. Wenn ich Gott hätte gegenübertreten können, nach Peters Tod, na ja ... es ist sehr gut möglich, dass ich ihm dann höchstpersönlich den Hals umgedreht hätte. Aber ich habe da so ein Gefühl, was dieses Mädchen angeht, zu dem wir gerade unterwegs sind. Vielleicht ist das Ganze ja ziemlich verschlungenen Pfaden gefolgt, wie man so sagt. Vielleicht war es ja irgend so ein ausgeklügelter Plan, um uns an diesen Punkt zu bringen, hier an diesem Tag, in diesem Auto, während wir uns zu ihr auf den Weg machen.«

Sie griff nach Lyles Hand. »Ich brauche dich«, sagte sie. »Ich brauche dich jetzt mehr denn je.« Sie schaute ihn mit einer solchen Intensität an, wie sie das noch nie zuvor getan hatte.

Er nahm ihre Hand. »Ich bin hier«, sagte er. »Ich bin bei dir.«

Tante und Onkel der jungen Mutter wohnten in einem Haus, das ganz so aussah wie zahllose andere Häuser in

Wisconsin: ein Drei-Zimmer-Bungalow aus den Fünfzigerjahren auf einer schnurgeraden, mit Eschen gesäumten Straße in einer durch und durch bürgerlichen Nachbarschaft. Als man sie ins Innere bat, wurden sie von dem Geruch nach Sloppy-Joe-Sandwiches und Apfelkuchen begrüßt. Man schien dieses Treffen sehr wichtig zu nehmen. Es gab Teller mit eingelegten Gurken und Gemüsestreifen, Kartoffelchips und Käsebruch. Tante und Onkel waren kaum älter als Lyle und Peg. Alle schüttelten sich die Hände, und dann betrat die frischgebackene Mutter den Raum: Sarah, so unendlich jung und dünn und blass, die Shiloh in ihren Armen hielt. Das Kind war in eine rosafarbene Decke eingehüllt, und sie konnten sehen, dass Sarah weinte, aber trotzdem lächelte, und ohne auch nur einen Moment zu zögern, stellte sich das Mädchen neben Peg, und es dauerte weniger als eine Minute, da war das Baby schon in Peps Armen, und alle weinten, Peg inbegriffen, die ihre verschwommenen Augen keine Sekunde von dem Baby löste, das, wie sie in diesem Moment wusste, von nun an ihre Tochter sein würde.